

Bücher gegen den Krieg : René Schickeles "Europäische Bibliothek"

Autor(en): **Debrunner, Albert M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **44 (2001)**

Heft 2

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-388704>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ALBERT M. DEBRUNNER

BÜCHER GEGEN DEN KRIEG
RENÉ SCHICKELES «EUROPÄISCHE BIBLIOTHEK»

1917 war die Begeisterung der ersten Augusttage des Jahres 1914 längst der Ernüchterung und dem Überdruß an einem Krieg gewichen, der nichts als Opfer forderte. Während in den Schützengräben der Westfront Millionen buchstäblich verreckten, quälte im berüchtigten «Kohlrübenwinter» von 1916/1917 die Daheimgebliebenen der Hunger. Krankheit und Tod verschonten auch Frauen und Kinder nicht. Der Krieg war in einem nie vorher dagewesenen Maß total geworden. Niemand konnte sich ihm ganz entziehen. 1917 war das Maß des Leidens so voll, daß sich überall der Widerstand zu regen begann: In Rußland kam es zur Revolution, im französischen Heer und der deutschen Marine wurde gemeutert, in Deutschland machte man offen Propaganda für die Beendigung des Krieges und eine Mehrheit des Reichstages beschloß, einem Verständigungsfrieden zuzustimmen, um zu retten, was noch zu retten war. Eine Katastrophe stand zu befürchten, denn die USA hatten Deutschland den Krieg erklärt und die Briten zeigten sich trotz aller Rückschläge entschlossen, ihre Gegner zu besiegen. So lagen die Dinge, als in Zürich eine Buchreihe lanciert wurde, deren einzelne Titel als leise, aber bestimmte Antworten auf das Gebrüll der Schlachten gedacht waren. Die Reihe trug den programmatischen Namen «Europäische Bibliothek».

Als Herausgeber der «Europäischen Bibliothek» zeichnete der Elsässer Schriftsteller und Journalist René Schickele. Schickele war überzeugter Pazifist. Mit der Zeitschrift «Die weißen Blätter», deren verantwortlicher Redakteur er war, stand Schickele ein geeignetes Forum zur Verbreitung seiner Ansichten zur Verfügung, das er zu nutzen wußte. Die deutschen Behörden wollten

aber den kriegskritischen Geist der Zeitschrift nicht dulden, weshalb Schickele zunehmend in Schwierigkeiten geriet. Anfang 1916 emigrierte er daher in die Schweiz, wohin er auch die Redaktion der «Weissen Blätter» verlegte. In der Zürcher Firma Rascher & Cie. fand er einen Verlag, der bereit war, sich um die Herstellung und den Vertrieb der Zeitschrift zu kümmern. Max Rascher¹, der Leiter des von ihm 1908 gegründeten Verlags, war ein Altersgenosse Schickeles und in Sachen Pazifismus kein unbeschriebenes Blatt. 1915 hatte er unter dem Sammeltitlel «Englands Demokratie und der Krieg» Broschüren der englischen Pazifisten Norman Angel, Bertrand Russell und Henry Noel Brailsford in deutscher Übersetzung veröffentlicht. Diese Broschüren waren der Auftakt zur europäischen, kriegskritischen Richtung, die Max Rascher mit einem Teil der von ihm verlegten Bücher in der Folge einschlug².

1916 erschien im Verlag Rascher & Cie. die erste pazifistische Novelle in deutscher Sprache, Charlot Strassers «In Völker zerrissen», die indes wenig Beachtung fand. Im Jahr darauf jedoch war dem Buch eines zunächst anonym bleibenden Autors ein Riesenerfolg beschieden. «Menschen im Krieg» hieß die Sammlung von sechs Erzählungen, in denen die Schrecken des Krieges und deren Auswirkungen auf die Betroffenen schonungslos realistisch wiedergegeben wurden, wobei sich der Autor offensichtlich auf eigene Erfahrungen abstützen konnte. Die Mischung aus literarischem Text und Erfahrungsbericht erwies sich als ungeheuer wirkungsvoll. Den Leserinnen und Lesern war, wie wenn plötzlich der Vorhang vor dem Entsetzlichen weggerissen worden wäre, das sich rings um sie abspielte. Innert acht Wochen wurden allein

in der Schweiz 8000 Exemplare des Buches verkauft, was für damalige Verhältnisse geradezu sensationell war. Der Erfolg von «Menschen im Krieg» hatte aber auch seine Schattenseite. Das Buch war derart radikal, daß Max Rascher befürchten mußte, in Deutschland Probleme mit der Auslieferung seines Sortiments zu bekommen, schließlich hatte der Verlag Rascher & Cie. auch eine Niederlassung in Leipzig, die den deutschen Markt bediente. Tatsächlich wurde die Verbreitung von «Menschen im Krieg» in Deutschland kurze Zeit nach Erscheinen des Buches verboten. Rascher faßte daher den Entschluß, einen nur in der Schweiz domizilierten Zweitverlag zu gründen, der es ihm erlauben würde, ungehindert pazifistische Literatur zu publizieren³. Der neue Verlag, der im November 1917 ins Leben gerufen wurde, trug den vollen Namen seines Gründers: Max Rascher Verlag AG. Damit machte Max Rascher deutlich, daß das Programm des neuen Verlages seinen Ansichten entsprach. Sein erklärtes Ziel war «die Förderung der gesamteuropäischen Idee», wobei Rascher von der Überzeugung ausging, «daß die Schweiz dasjenige Land ist, das vor allem berufen ist, in dem Kampf für die europäische Idee voranzugehen⁴». Dementsprechend nannte Max Rascher die in seinem neuen Verlag erscheinenden pazifistischen Titel «Europäische Bücher⁵».

Den Anfang der «Europäischen Bücher» machte die Neuauflage von «Menschen im Krieg». Das Geheimnis um den Autor war mittlerweile gelüftet worden. Es handelte sich um den Schriftsteller und Offizier Andreas Latzko⁶, der in Italien und auf dem Balkan gekämpft, an der Front aber einen Schock erlitten hatte und deshalb im August 1916 nach vierzehn Monaten Dienst zur Erholung nach Innsbruck geschickt worden war. Da sein Gesundheitszustand sich dort nicht bessern wollte, erteilte man ihm die Erlaubnis, als Mitglied einer deutschen und österreichischen Offiziersgesellschaft Urlaub im Schweizer Kurort Davos

zu machen. In Davos nahm er seine schriftstellerische Tätigkeit wieder auf. Weihnachten 1916 verfaßte er die Erzählung «Heldentod», die erste der späteren Sammlung «Menschen im Krieg». Bereits im Januar 1917 erschien die Erzählung in den «Wei-



Ludwig Meidner: Porträt von René Schickele, 1913.

ßen Blättern». Rückblickend schrieb René Schickele, er habe Latzkos Manuskript und ein verlagsfrisches Exemplar von Barbusses «Le Feu» zur gleichen Zeit erhalten⁷. Möglicherweise war er es, der Latzko auf Barbusse aufmerksam gemacht hat. Jedenfalls regte «Le Feu» Latzko nach eigenem Bekunden dazu an, innert kürzester Zeit die restlichen Erzählungen des Bandes «Menschen im Krieg» zu Papier zu bringen.

Die deutsche Übersetzung von Henri Barbusses «Le Feu», «Das Feuer», war der fünfte Titel der «Europäischen Bücher» und neben Latzkos «Menschen im Krieg» und Leonhard Franks «Der Mensch ist gut» der

erfolgreichste. Das 1915 im Original erschienene «Tagebuch einer Korporalschaft» hatte 1916 den Prix Goncourt gewonnen und avancierte rasch zum Klassiker. Das Buch schilderte mit beispielloser Wirklichkeitstreue den Grabenkrieg an der Westfront. Es diente vielen späteren Antikriegsbüchern zum Vorbild, nicht nur Latzkos «Menschen im Krieg». Für Romain Rolland war «Le Feu» ein Werk ersten Ranges. Aber noch viele andere nahmen das Buch mit Begeisterung auf. René Schickele schildert in einem seiner Essays, wie er reagierte, nachdem er begonnen hatte, «Le Feu» zu lesen: «Zwanzig Seiten, aus dem Buch gerissen, gehn an Hugo Ball: schnell übersetzen! Und in die Druckerei. Die Korrekturen schon fliegen, in einigen Dutzend Abzügen, nach Deutschland⁸.» Offenbar konnte es ihm nicht schnell genug gehen mit der Verbreitung des Textes, insbesondere nördlich des Rheins. Zunächst brachte er im Doppelheft der «Weißen Blätter» vom Februar/März 1917 Passagen aus «Le Feu», mit denen er seine «Notizen» im Glossenteil einleitete und abschloß. Im Aprilheft konnte man dann achtzehn Seiten aus dem Kapitel «Das Feuer» lesen. Im Maiheft schließlich veröffentlichte Schickele das letzte Kapitel des Buches. Mit dem Juliheft 1917 jedoch stellten «Die weißen Blätter» ihr Erscheinen vorerst ein, so daß Schickele vorderhand die Möglichkeit genommen war, weitere Teile von «Le Feu» in deutscher Übersetzung zu publizieren. Daraufhin faßte er den Plan, ausgewählte Prosatexte und Essays pazifistischer Autoren in Form von kleinen, handlichen Bändchen zu veröffentlichen. Am 12. September 1917 schloß er mit dem Max Rascher Verlag einen Vertrag für eine neue Buchreihe, die «Europäische Bibliothek». Der Umfang der Bändchen sollte durchschnittlich fünf Bogen, der einheitlich festgesetzte Verkaufspreis 1.– Fr. bis 1.50 Fr. betragen. Was die Gestaltung anbelangt, dürfte die Insel-Bücherei der «Europäischen Bibliothek» als Vorbild gedient haben. Das Format der Bändchen ist absolut identisch.

Wie die Kartoneinbände der Inselbändchen sind auch die der «Europäischen Bibliothek» auf dem Vorderdeckel und den Rücken mit einem Titeletikett aus Papier versehen, das eindeutig dem der Insel-Bücherei nachempfunden ist. Einzig darin daß die beiden Serien der «Europäischen Bibliothek» jeweils denselben Einband haben unterscheiden sich die zwei Reihen voneinander. Bei der Wahl des Einbands der ersten Serie ließ Schickele sich von Henry van de Velde, einem der hervorragendsten Gestalter seiner Zeit, beraten⁹. Wer ihn erworfen hat, ist leider nicht bekannt. Er wirkt jedoch einiges moderner als der der zweiten Serie, der einer konventionellen Ästhetik verpflichtet ist. Aus diesem Grund ist nicht sofort erkennbar, daß die beiden Serien zusammengehören. Dies zeigt sich hingegen an den Details und wird vollends augenfällig, wenn man die Bändchen anschlägt.

Das erste Bändchen der «Europäischen Bibliothek» enthält drei Kapitel von Babusses Buch und trägt den Titel «Das Frühlicht». Der Titel stammt von Hugo Ball, der die in den «Weißen Blättern» veröffentlichten Auszüge aus «Le Feu» ins Deutsche übertragen hat¹⁰. Das letzte Kapitel des Buches ist mit «L'Aube» überschrieben, was Ball mit «Das Frühlicht» wiedergibt, siehe eine poetischere Übersetzung als «Die Morgendämmerung», die deutsche Leserin und Leser zudem fatal an die «Götterdämmerung» erinnern hätte. Der Max Rascher Verlag betraute indes trotz der Qualität von Balls Arbeit Leo von Meyenburg mit der Übersetzung von «Le Feu» für die «Europäischen Bücher». Schickele konnte daher Ball nicht weiter berücksichtigen, sondern mußte die Texte für seine Auswahl der offiziellen Übersetzung entnehmen. Das erste Kapitel des Bändchens trägt die Überschrift «Das Säulentor». Unter diesem Titel wurde das Bändchen im August 1918 in der wiedererscheinenden «Weißen Blättern» angekündigt: «Diesen Monat erscheint, bei Max Rascher in Zürich, die erste Serie de



Wie kein anderer hat der im Genfer Exil lebende Künstler Frans Masereel es vermocht, seine Kriegsgegnerschaft bildnerisch umzusetzen. Seine pazifistischen Holzschnitte erschienen jeweils auf der Titelseite der Zeitschrift «Les Tablettes». Der Holzschnitt «Assez» vom Juli 1917 ist wohl der bekannteste der Serie.

Europäischen Bibliothek, 5 kleine Bände, in einfacher Ausstattung und billig. 1. «Das Säulentor»: aus dem «Feuer» von Barbusse einige Kapitel, die stärksten im Erlebnis und die programmatischsten, der Kern, aus der Anekdote geschält¹¹. Wohl Ball zuliebe gab Schickele dann aber doch dem Titel «Das Frühlicht» den Vorzug. Das Bändchen war Schickele sehr wichtig, denn es lag ihm viel daran, Barbusses Anklage gegen den Krieg weitherum bekannt zu machen. In den «Weissen Blättern» zitierte er, was Hans von Weber, der Herausgeber des «Zwiebelfischs», in seiner Zeitschrift über die Reaktion deutscher Soldaten auf «Le Feu» geschrieben hatte: «Eine ganze Anzahl von Briefen erhielt ich von der Front, gerade von den Kämpfern, die an verschiedenen

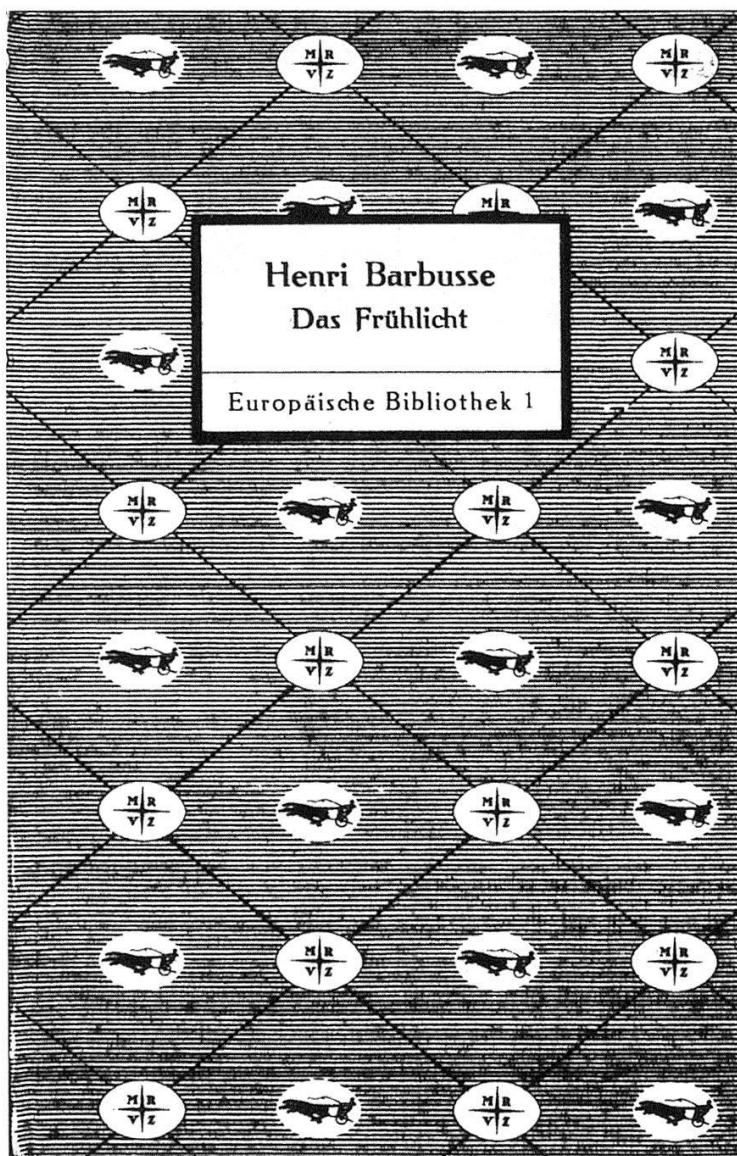
Fronten schon lange in vorderster Linie standen, mit dringenden, flehenden Bitten, mit allen Kräften zu seiner Verbreitung beizutragen, es sei das erste und einzige Buch, das wirklich alles, was sie dort erleben, so schildert, wie es ist. Zumal die zu Hause sollen es lesen: denn kommende Ereignisse verlangen von denen im Lande, daß sie es wissen, bis ins innerste Mark wissen und fühlen, was da draussen geschehen ist, alle die Zeit. Denn heute weiß es noch keiner. Sonst wäre es nicht möglich, daß solch ein Augiasstall zum Himmel stinkt, wie der, in dem wir leben müssen¹².» Ähnliche Zuschriften erhielt Henri Barbusse selbst von französischen Frontkämpfern¹³.

Schickele hielt es aufgrund der zu erwartenden großen Nachfrage für gerechtfertigt,

«Das Frühlicht» in doppelt so hoher Auflage wie die übrigen Bändchen erscheinen zu lassen. In seiner Taschenagenda von 1918 findet sich der Eintrag: «Festsetzung mit Rascher und C. der Auflagen für die 1. Serie der «Eur. Bibliothek». Barbusse 10, die andern 5 Tausend¹⁴» Mit «C» ist Paul Cassirer gemeint. Cassirer war an Raschers Zweitverlag finanziell beteiligt¹⁵. Das Geld wurde vom Dirigenten Oscar Fried, der einen sogenannten Pendelpaß besaß, die Grenze also, sooft er wollte, frei passieren konnte, in die Schweiz geschmuggelt. Aber schon nach kurzer Zeit bekam die deutsche Gesandtschaft Wind von der Sache. Um

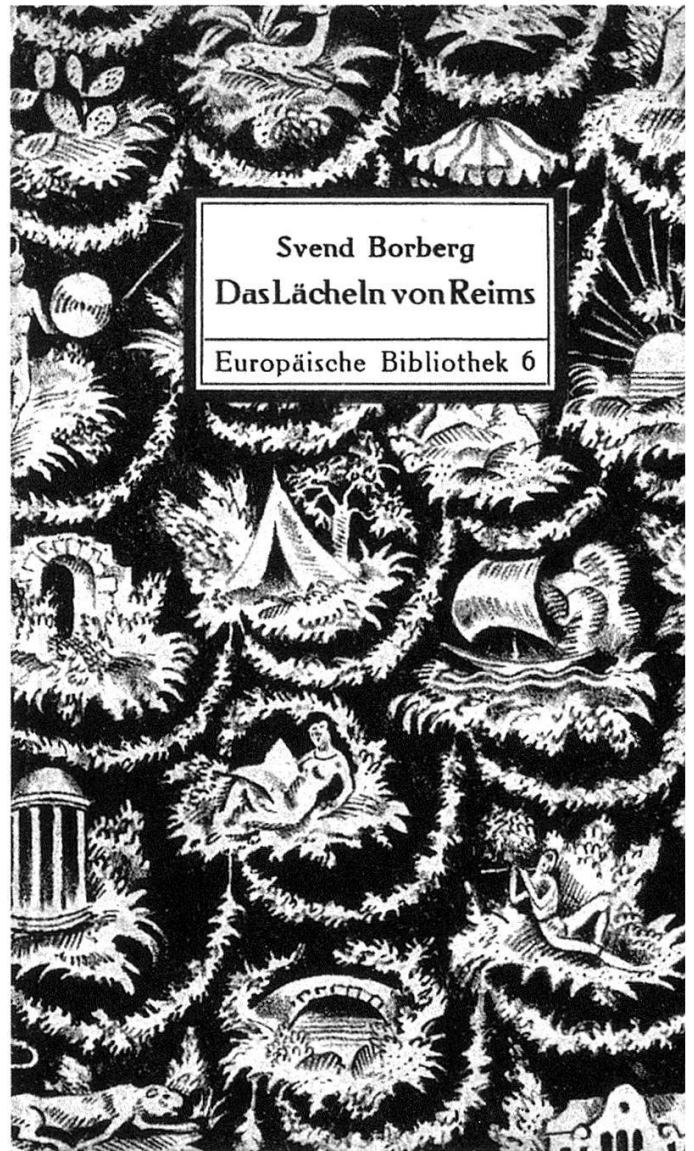
den Verlag zu schützen, übertrug Cassirer deshalb seinen Anteil an dem Unternehmen offiziell auf René Schickele. Cassirers Versuch, sein Geld legal nach Zürich überweisen zu lassen, war gescheitert, weil er das Anerbieten, den Verlag mit großen Mitteln vom Reich aus zu finanzieren, aus politischen Gründen abgelehnt hatte. Dennoch war er bereit, für die deutsche Kulturpropaganda zu arbeiten. Zum einen konnte er sich auf diese Weise dem Kriegsdienst entziehen¹⁶, zum andern war er mit dem Leiter der deutschen Kulturpropaganda in der Schweiz, Harry Graf Kessler, bestens bekannt. Kessler kämpfte zwei Jahre lang an verschiedenen Fronten, bis es ihm im September 1916 gelang, nach Bern versetzt zu werden. Dort spielte er ein doppeltes Spiel. Er kümmerte sich zwar durchaus um die deutsche Kulturpropaganda, doch benutzte er sie auch geschickt zur Verfolgung seiner persönlichen politischen Ziele. Kessler war ein echter Kosmopolit. Schon vor dem Krieg unterhielt er Beziehungen zur literarischen und künstlerischen Avantgarde Europas. Als Kessler seine Stelle bei der deutschen Gesandtschaft antrat, befand sich bereits eine ganze Anzahl von Literaten und Künstlern, die er von früher her kannte, in der Schweiz. Gemeinsam mit diesen wollte Kessler den geistigen Wiederaufbau Europas, der sein zentrales Anliegen war, vorbereiten.

Mit Henry van de Velde, der sich vorübergehend in Bern aufhielt, verband Harry Graf Kessler eine langjährige Zusammenarbeit und Freundschaft. Obschon sich van de Velde nicht vor den Karren von Kesslers Kulturpropaganda spannen lassen wollte, suchte dieser dennoch seinen Rat. Am 21. Oktober 1917 notierte sich Kessler in sein Tagebuch: «Vormittags Vandevelde bei mir; eine von Rascher und Paul Cassirer geplante Vortragsreihe besprochen. Vandevelde meinte, sie müßte international sein, um die Wiederanknüpfung der kulturellen Beziehungen in Europa zu befördern. Wir stellten eine Liste auf, die



Naumann, Schickele, Hofmannsthal, Vandevelde selbst, Benedetto Croce, Ferri, Bernhard Shaw, Wells, Gorki, Andrejew, Barbusse, Romain Rolland umfaßte¹⁷.» Da nicht weniger als sieben der genannten Autoren mit einem Titel in der «Europäischen Bibliothek» vertreten sind, steht außer Zweifel, daß die Vortrags- und die Buchreihe als zusammenhängendes Ganzes konzipiert wurden. Dies wird auch dadurch bestätigt, daß Kessler nur wenige Tage nach seinem Gespräch mit van de Velde René Schickele besuchte, um mit ihm «die Mitarbeit von Barbusse, Andrejew, Duhamel an der «Europäischen Bibliothek» zu besprechen¹⁸. Durch die Verknüpfung der Buch- mit einer Vortragsreihe erhofften sich Rascher und Cassirer vermutlich eine möglichst große Breitenwirkung, aus der sich finanziell, vor allem aber politisch Kapital schlagen lassen würde. Auf politischen Gewinn dürfte auch Harry Graf Kessler spekuliert haben, entsprach doch die projektierte Vortragsreihe vollkommen seinen eigenen Absichten, in der neutralen Schweiz für die kulturelle Wiedervereinigung Europas zu werben. Von den geplanten Vorträgen wurde indessen nur gerade einer gehalten. Der Redner, Henry van de Velde, schreibt dazu in seiner Autobiographie: «Zu Beginn des Jahres 1918 hielt ich im Rahmen des «Cercle artistique franco-suisse» einen Vortrag. Der «Cercle» wurde von dem angesehenen Berner Advokaten Brüstlein geleitet, der durch seine radikale frankophile Haltung in scharfer Opposition zu der eher deutschfreundlich eingestellten Berner Regierung stand. Gerade deswegen besaß Brüstlein große Autorität und starken Einfluß in den künstlerischen und intellektuellen Kreisen Berns, die offen für die Alliierten Partei ergriffen. Bei meiner Abreise aus Weimar hatte ich kein geschriebenes oder gedrucktes Material mitnehmen können. Deshalb wählte ich ein mir vertrautes Thema, das sich mit John Ruskin, William Morris und mir selbst als ihrem legitimen Nachfolger befaßte. Der Titel des in französischer

Sprache gehaltenen Vortrages lautete: «La triple offense à la Beauté» (Die drei Sünden wider die Schönheit). Der Vortrag war sehr stark besucht, und unter den Zuhörern befanden sich außer den Mitgliedern des «Cercle» viele Künstler und vor allem Angehörige des Schweizerischen Nationalrates und vieler Gesandtschaften, die in Bern ihren Sitz hatten. Meine Ausführungen wurden mit lebhaftem Interesse aufgenommen und mit starkem Beifall ausgezeichnet. Zwei Wochen darauf wiederholte ich den Vortrag auf Einladung eines literarischen Vereins in Zürich. Der Vortrag erschien in der von René Schickele im Verlag Max



Rascher in Zürich herausgegebenen Serie «Europäische Bibliothek» als Nummer 5. Die vorhergehenden Bände enthielten eine Schrift von Henri Barbusse, einen Essay von H. G. Wells, eine Anthologie von Gedichten von Kriegsteilnehmern verschiedener Nationen und einen Essay von Leonid Andrejew. Karl Scheffler schrieb mir, daß sich die deutsche Version meines Vortrags wie ein Original lese. Das war René Schickeles Verdienst, der meinen französischen Text ins Deutsche übertragen hatte¹⁹.»

Die Qualität der Übersetzung von van de Veldes Vortrag war zumindest nicht allein Schickeles Verdienst. Er hatte nämlich lediglich den letzten Schliff an die Übersetzung gelegt. Die eigentliche Übersetzungsarbeit aber war Ferdinand Hardekopfs Leistung, der jedoch wenig Anerkennung für seine Bemühungen erhielt. Selbst um das ihm zustehende Honorar mußte er kämpfen. Offenbar war nicht nur van de Velde, sondern auch Rascher der Meinung, Schickele sei der Übersetzer des Textes. Dieses Mißverständnis hatte seine Ursache in Hardekopfs Weigerung, zu seiner Arbeit zu stehen. Darüber gibt ein Brief von ihm an Schickele Auskunft: «Lieber René ... Bitte arbeite die Übersetzung des Essais von Van de Velde beliebig um. Ich habe mir die größte Mühe damit gegeben, habe auch einen Sachs-Villate hier und könnte es nicht besser machen. Wenn ich trotzdem meinen Namen, als den des Übersetzers *nicht* genannt wissen will, so deshalb, weil ich diesen Auftrag (wie etwa eine stenographische Beschäftigung) als einen *technischen* betrachte und mich nicht solidarisch (im Gegenteil: feindlich) fühle einer Arbeit, in der eine ästhetische Verherrlichung der Krupp-Werke ohne Widerspruch erwähnt wird. Herrn Professor v. d. V. konnte ich, ohne unhöflich zu sein, dieses Motiv nicht mitteilen: er hätte es als eine Einmischung in seinen Text empfinden müssen...²⁰» Die Problematik, die hier durchscheint, ist die der letztendlichen Glaubwürdigkeit der «Europäischen Bibliothek». Zwar gibt es

hierfür keine Beweise, aber dennoch ist das Erscheinen von van de Veldes Essay in dieser Reihe Ausdruck des Einflusses, den Harry Graf Kessler auf Schickele ausübte; ein Einfluß, der Hardekopf als Preisgabe der Unabhängigkeit vorgekommen sein muß. Hardekopf erwartete von seinem Freund Schickele eine konsequente Haltung, die dieser zuweilen der von ihm angestrebten ideologischen Offenheit opferte. Daß Hardekopf sich gerade an dem Passus über die Krupp-Werke stieß, hatte seinen Grund nicht allein darin, daß das Haus Krupp auch im Ersten Weltkrieg keinerlei moralische Bedenken zeigte, sich am Leiden anderer zu bereichern, sondern dürfte auch auf das Augenmerk zurückzuführen sein, das Wilhelm Muehlon, vor dem Krieg Direktionsmitglied der Firma Krupp, durch seine pazifistischen Aktivitäten im Schweizer Exil auf sich zog.

Ferdinand Hardekopf hatte gewiß nichts an der «Europäischen Bibliothek» an sich auszusetzen. Er fürchtete lediglich, sie möchte von ihrem kritischen Kurs abkommen. Gegen den Abdruck seines Gedichts «Spät» in der Anthologie «Menschliche Gedichte im Krieg», dem dritten Bändchen der «Europäischen Bibliothek», hatte er jedenfalls nichts einzuwenden gehabt. «Menschliche Gedichte im Krieg» ist mit Sicherheit das wichtigste Bändchen der Reihe und das, welches am nachhaltigsten gewirkt hat. Einige der bedeutendsten Lyriker des deutschen Expressionismus sind hier vereint: Johannes R. Becher, Gottfried Benn, Ernst Blass, Albert Ehrenstein, Ferdinand Hardekopf, Max Herrmann-Neisse, Else Lasker-Schüler, Ludwig Rubiner, Ernst Stadler, Franz Werfel und Alfred Wolfenstein, um nur die berühmtesten Namen zu nennen. Mit diesem Buch gelang Schickele ein editorischer Schachzug erster Güte. Selbstverständlich mußte er mit Schwierigkeiten rechnen, wenn er mitten im Krieg eine Sammlung pazifistischer Lyrik veröffentlichen wollte. Um die Anthologie auch in Deutschland unters Publikum bringen zu

können, mußte er irgendwie die Zensur umgehen. Dies gelang ihm mit einem Trick. An zunächst leicht übersichtbarer Stelle, auf der Rückseite des Schmutztitels der Sammlung, brachte er folgende, klein gedruckte Bemerkung an: «Diese Gedichte sind zuerst in den Kriegsjahrgängen der ‹Weißen Blätter› erschienen und zwar ausnahmsweise in solchen Heften, die von der Zensur nicht beanstandet worden sind. Es steht also ihrer weitem Verbreitung nichts im Wege.» Wollten sie sich nicht lächerlich machen, blieb den deutschen Behörden daher nichts anderes übrig, als den Verkauf der Anthologie im Reich zuzulassen, was dann auch geschah. So errang die ‹Europäische Bibliothek› ihren größten Erfolg.

Weniger bekannt als die bisher erwähnten Bändchen Nr. 1, 3 und 5 der ersten Serie der ‹Europäischen Bibliothek› sind die Nummern 2 und 4: H. G. Wells' ‹Mr. Britling schreibt bis zum Morgengrauen› und Leonid Andrejews ‹Hinter der Front›. Während van de Veldes Essay eine eigenständige Arbeit ist und die Gedichte der Anthologie den ‹Weißen Blättern› entnommen sind, folgen die Bändchen 2 und 4 demselben Muster wie das erste, ‹Das Frühlicht› von Henri Barbusse, enthalten sie doch ebenfalls Teile längerer Titel der Reihe ‹Europäische Bücher›. ‹Mr. Britling schreibt bis zum Morgengrauen› ist das letzte Kapitel von H. G. Wells' Roman ‹Mr. Britlings Weg zur Erkenntnis›, der Text von ‹Hinter der Front› ist Leonid Andrejews Buch ‹Das Joch des Krieges› entnommen. Schon der Titel, den Schickele für das vierte Bändchen wählte, ‹Hinter der Front›, lenkt die Aufmerksamkeit weg vom Schlachtfeld²¹. Führte Barbusse seine Leserschaft mitten hinein ins Kriegsgeschehen, so konfrontierten Wells und Andrejew ihre jeweiligen Leserinnen und Leser mit den Gedanken und Empfindungen von Daheimgebliebenen, aber dennoch Betroffenen. Die realen Daheimgebliebenen konnten sich in den Protagonisten der Romane von Wells und Andrejew ebenso wiederfinden wie die

Frontsoldaten in den Figuren von Barbusses fiktivem Tagebuch. Andrejew schildert, wie ein kleiner Beamter in Petrograd, fern vom Kanonendonner, seine erste Kriegszeit erlebt. Auch H. G. Wells' Mr. Britling erfährt die Schrecken des Krieges



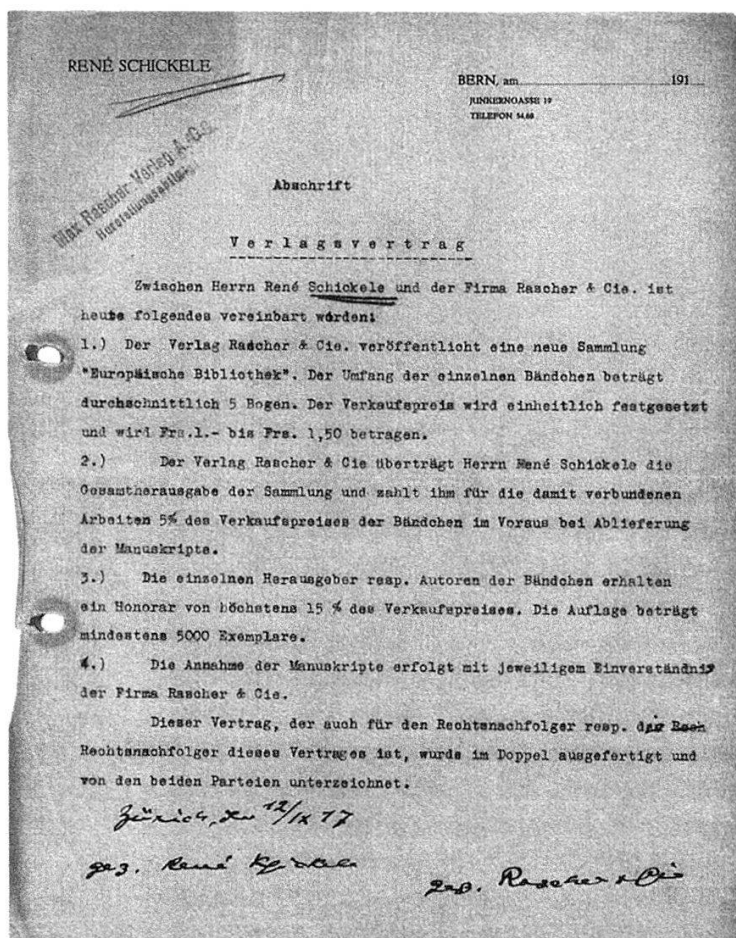
*Ernst Ludwig Kirchner: Holzschnittporträt Henry van de Veldes, 1917
Henry van de Velde beriet René Schickele bei der Wahl des Umschlags der ersten Serie der ‹Europäischen Bibliothek›.*

nur indirekt, doch sie lassen ihm keine Ruhe: ‹Am Tage war das Leben erträglich, aber des Nachts erschienen die Verluste und Grausamkeiten des Krieges und grinsten ihn an, so daß es nicht auszuhalten war, wenn er sich nicht durch Arbeit verteidigte. ... Vor all diesen Schrecken und Ängsten fand Mr. Britling seine einzige Zuflucht im Lichtkreise seiner Studierlampe. Sein Werk sollte Gesichte beschwören, wie die Visionen, die das Opium erzeugt, Gesichte von

einer Welt der Ordnung und der Gerechtigkeit. Während der Bankrott der alten Welt noch in fahlem Lichte leuchtete, entwarf er den Prospekt einer neuen besseren Unternehmung – ohne Rücksicht auf die Chancen der Zeichner²².» Es ist diese Perspektive über den Krieg hinaus, die Mr. Britling für Schickele zu einer interessanten Figur machte. Britlings Versuch, schreibend die kriegsbedingte Lähmung der Hoffnung zu überwinden, war der seine. Die «Europäische Bibliothek» verstand Schickele als Forum für all die, welche es wie er und Mr. Britling hielten und schreibend das Morgenrauen einer neuen Zeit erwarteten.

Zu diesen gehörte auch der dänische Schriftsteller und Journalist Svend Borberg, der heute nahezu vergessen ist. Hierfür gibt es verschiedene Gründe, deren gewichtig-

ster sein dürfte, daß Borberg während des Zweiten Weltkriegs mit den deutschen Besatzern kollaborierte und so nicht nur in Dänemark zur Persona non grata wurde. Als junger Mann jedoch machte er sich einen Namen als Dramatiker, Kritiker und Essayist. In der Ankündigung der «Europäischen Bibliothek» in den «Weißen Blättern», aus der bereits zitiert wurde, heißt es: «Die zweite Serie folgt im Oktober. Sie bringt von Svend Borberg, über den hier nichts weiter gesagt zu werden braucht, das «Lächeln von Reims»». Schickele konnte offenbar davon ausgehen, daß der Autor den Leserinnen und Lesern der «Weißen Blätter» bekannt war. Am 13. Juni 1918 notierte er sich in seiner Taschenagenda: «Ausgezeichnetes Manuskript des Dänen Svend Borberg! «Das Lächeln von Reims»²³.» Schickele war von seiner Lektüre so ange-
tan, daß er nur eine Woche später festhalten konnte: «Ich korrigiere die Übers. von Borbergs «Lächeln von Reims» für die E. Bibl. und mache es druckfertig²⁴.» Doch damit nicht genug stellte er den ersten drei Hef-
ten der ab Juli 1918 wiedererscheinenden «Weißen Blätter» jeweils einen der Essays voran. Schickeles Begeisterung wurde von vielen Kritikern geteilt. Carl Helbling schrieb in der Schweizer Zeitschrift «Wis-
sen und Leben»: «Durchdrungen vom großen, wahrhaft europäischen Ideal sind die Aufsätze von Svend Borberg. Bestimmt, unwiderleglich, hart, stellt er die Diagnose auf *Europas Herzfehler*, den er als Folge des unsin-
nigen Hastens in kleinlichem Opportunismus erklärt. ... Wenn aber dem Herzfehler Europas nicht der ganze Organismus unter-
liegen soll, muß dann nicht der Schrei nach Hilfe, die Bitte an Heilige und Götter laut werden, eine neue Religion sich heilbringend ankünden? Borberg führt an das Krankenlager die kleine Madonna von Reims, die siegreich in einer Nische der Ka-
thedrale den feindlichen Geschossen stand-
hielt. Mit ihrem Lächeln soll sie trösten, den Willen zum Ideal in den Intellektuellen stärken, wenn sie den geistigen Seuchen des



Vertrag zwischen Schickele und dem Verlag Rascher & Co.
Zentralbibliothek Zürich, Handschriftenabteilung, Nachlaß Rascher.

Krieges wie eine barmherzige Schwester begegnet²⁵.»

In den Spitälern des amerikanischen Bürgerkriegs ging zwar nicht die kleine Madonna von Reims, aber der Dichter Walt Whitman als Wundarzt von Krankenlager zu Krankenlager und linderte die körperliche und seelische Qual seiner Patienten, so gut er es vermochte. Über seine Tätigkeit berichtete er seiner Mutter in einfachen Briefen, die in einem merkwürdigen Kontrast zu seinen von einem pathetischen Idealismus erfüllten Gedichten stehen. René Schickele sah jedoch in Whitmans Lyrik einen Versuch, mit Hilfe der Sprache zur Heilung der Welt beizutragen, und fand daher nichts dabei, Briefe des Mediziners und Gedichte des Poeten zusammenzustellen und unter dem Titel «Der Wundarzt» als weiteres Bändchen der «Europäischen Bibliothek» herauszugeben. Iwan Goll hatte die Briefe übersetzt, Gustav Landauer die Gedichte ins Deutsche übertragen. Einmal mehr konnte Schickele für seine «Europäische Bibliothek» auf Mitarbeiter der «Weißen Blätter» zurückgreifen. Die zweite Serie der «Europäischen Bibliothek» erschien 1919, als wieder einigermaßen Friede herrschte. Mit dem siebten Bändchen der Reihe warf Schickele einen Blick zurück, doch nicht etwa auf den Ersten Weltkrieg, sondern auf den amerikanischen Sezessionskrieg. Damit forderte er implizit zum Vergleich der beiden Kriege auf und legte den Schluß nahe, daß ersterer gleich dem letzteren ein Bürgerkrieg gewesen sei, daß also die Europäer wie einst die Amerikaner ihre eigenen Brüder ermordet hätten. Dieser Schluß ließ indes auch eine Vision am Horizont aufdämmern, die der Vereinigten Staaten von Europa. Die Gegenüberstellung von amerikanischem und europäischem Bürgerkrieg bot der Hoffnung Raum, daß das Morden vielleicht doch nicht ganz vergebens gewesen sei. War dort Einigkeit Folge des erbitterten Zwists gewesen, warum nicht auch hier? Der Blick zurück war eigentlich ein Blick nach

vorn. So lauten die Schlußverse eines der Gedichte Whitmans in Landauers Übertragung: «Wende dich denn getrost, o Freiheit – wende dein Tod nicht kennendes Antlitz / Zukunftwärts, wo das Morgen, größer als alles Gestern, / Rasch und sicher wartet auf dich²⁶.»

Das achte Bändchen der «Europäischen Bibliothek» ist das einzige, das René Schickele selbst zum Verfasser hat. Die Erzählung «Der deutsche Träumer» entnahm Schickele seinem Buch «Die Genfer Reise» und gab sie nur geringfügig verändert in der von ihm betreuten Reihe abermals heraus. Wie «Das Lächeln von Reims» ist «Der deutsche Träumer» eine Anklage des Materialismus, als dessen Folge der Krieg präsentiert wird, und ein Plädoyer für einen zukunftsgläubigen Idealismus, wie ihn «Der Wundarzt» Whitman predigte. Erzählt wird in dem Bändchen die Geschichte einer Bekehrung: Erwin Bandelberg, Sohn eines äußerst vermögenden Industriellen, lebt in einer Florentiner Villa mit Frau und Kind ganz seinen privaten Interessen, bis der Krieg ausbricht und er sich als Freiwilliger meldet. Wieder zu Hause von der Front schildert er so plastisch einen Bajonettangriff, daß seine Frau vor Entsetzen schreiend auf die Straße rennt. In einem Kloster findet sie Zuflucht und beschließt, ihren Mann für immer zu verlassen. Diesem gehen darob die Augen auf und er widmet sein Leben fortan dem Kampf gegen den Krieg und seine Ursachen. In Genf läßt er sich in einem Haus im Arbeiterviertel nieder, wo er eine Art pazifistische Propagandazentrale samt angegliedertem Archiv aufbaut: «In vierzehn Zimmern hat er den Haß, die Lüge, die Dummheit, den Verrat, die Grausamkeit, alle Verbrechen des Krieges aufgestapelt bis an die Decke. Darin wacht er, darin schläft er, darin wächst sein Sohn auf²⁷.»

Die Parallelen zwischen dem zum Pazifismus bekehrten Erwin Bandelberg und René Schickele sind offensichtlich. Vor dem Krieg war die Politik lediglich eines

der Steckenpferde des Bohemien Schickele, der als Literat seine Wurzeln in der Schöngestigkeit des Jugendstils hatte, weshalb auch seinen expressionistischsten Texten jene aggressive Kantigkeit abgeht, die für den Expressionismus so bezeichnend ist. Der August 1914 jedoch, spätestens aber der Tod engster Freunde auf dem fragwürdigen Felde der Ehre brachte die Wende. Schickele widmete sich von nun an fast ausschließlich politischen Belangen. Wie Bandelberg wählte er sich die Schweiz als Operationsbasis für seine pazifistische Tätigkeit aus. Diese Tätigkeit bestimmte während der Kriegsjahre und darüber hinaus sein ganzes Leben, auch das seiner Familie. Was dem Protagonisten seiner Erzählung sein Haus und sein Archiv, waren Schickele «Die weißen Blätter» und die «Europäische Bibliothek». Beide verbindet zudem der Glaube an die Macht der Fakten, der Stimme, die sie ausspricht. Die Worte, die Argumente für den Frieden werden nicht ungehört bleiben. Hingegen bleibt die Frage, welcher Argumente man sich bedient. So ist es einigermaßen merkwürdig, daß Schickele die zweite Serie der «Europäischen Bibliothek» mit George Bernard Shaws Essays «Der gesunde Menschenverstand im Krieg» abschloß. 1914 entstanden kam ihnen 1919 nur noch historische und literarische, kaum aber aktuelle politische Bedeutung zu. Die beiden Bändchen umfassen zusammen mehr als zweihundert Seiten, wodurch ihnen nicht nur in der Serie, sondern in der ganzen Reihe ein Gewicht zukommt, das inhaltlich nicht begründbar ist. Der Verdacht drängt sich auf, daß Schickele die Lust an seinem mit Enthusiasmus begonnenen Projekt vergangen und er wenig motiviert war, sich nach geeigneterem Material umzusehen. Die «Europäische Bibliothek» war in eine Krise geraten. Ein Kritiker brachte das Problem auf den Punkt: «Die Wirkung der Aufsätze von Shaw ist eine Äußerung an den Herausgeber der europäischen Bibliothek: wenn René Schickele eine dritte Serie anreicht,

wird er seinen Standpunkt um 180 Grad drehen müssen. Der Rückblick auf den Krieg soll zu einem Ausblick nach dem Kommenden werden. Das Auge ist im *deutschen Träumer* und im *Lächeln von Reims* noch ein wenig zugekniffen. Die europäische Idee hat ihre Ziele in der Zukunft. Das vermindert nicht den Wert der in den vorliegenden Bändchen ausgesprochenen Gedanken, die einer vergangenen Epoche entstammen²⁸.»

Von den projektierten Bändchen der dritten Serie erschien nur gerade eines. Das Material für dieses Bändchen konnte Schickele der Schublade entnehmen. Er hatte die Texte gewissermaßen auf Vorrat gekauft: «Lese zum ersten Mal Karinthy u. Erwerbe 2 Novellen von ihm für die «Europäische Bibliothek²⁹», lautet der Eintrag vom 10. August 1918 in seiner Taschenagenda. Mit diesem Kauf tat er aus literaturhistorischer Sicht einen glücklichen Griff. Der Ungar Frigyes Karinthy war wie Schickele freier Schriftsteller und Journalist und hatte in seiner Heimat ziemlichen Erfolg als Autor. Sein bekanntestes Werk ist der 1916 veröffentlichte Roman «Utazás Faramidóba». Schickele bewies einmal mehr sein sicheres verlegerisches Gespür, als er 1918 für gerade diesen Roman das Übersetzungsrecht ins Deutsche erwarb. Ein Jahr darauf brachte er «Die Reise nach Faramido», zusammen mit der von ihm ebenfalls erworbenen «Legende von der tausendgesichtigen Seele», als Nummer 11 der «Europäischen Bibliothek» heraus. Es sollte fast zwei Jahrzehnte dauern, bis zum nächsten Mal ein Werk Karinthys ins Deutsche übertragen wurde. «Die Reise nach Faramido» und «Die Legende von der tausendgesichtigen Seele» sind phantastische Erzählungen, die indes einen politischen Hintergrund haben. «Die Reise nach Faramido» handelt von Gullivers fünfter Fahrt, die ihn zu den Solasi führt, anorganischen, nihilistischen Wesen, die von einer tiefen Abscheu gegenüber der mörderischen Gattung Mensch erfüllt sind. Ihre Daseinsform

kontrastiert Karinthi mit der menschlichen Existenz, was ihm breiten Raum zur Zeitkritik bietet. Die pazifistischen Töne des Romans wurden aber nach dem Krieg offenbar weniger wahrgenommen als die phantastischen. Ohnehin scheint das Echo auf das letzte von Schickele edierte Bändchen der «Europäischen Bibliothek» nur noch schwach gewesen zu sein. Das «Berner Tagblatt» hielt trocken fest: «Das Buch bereichert die phantastische Literatur um zwei beachtenswerte Erzählungen³⁰.» Kein überwältigender Kommentar zum Schluß einer Reihe, die so fulminant begonnen hatte. Was wäre nicht alles noch möglich gewe-

sen, wenn Schickele die «Europäische Bibliothek» weitergeführt hätte. Unter denen, die sich an der Reihe beteiligen wollten oder von Schickele um einen Beitrag gebeten wurden, waren viele, die heute zu den Klassikern der Moderne zählen. So früh wie im Herbst 1917 war Hugo Ball mit Schickele im Gespräch über die Möglichkeit, ein Buch, an dem er zu arbeiten begonnen hatte, in der «Europäischen Bibliothek» zu veröffentlichen. Es zeigte sich jedoch, daß das Buch zu umfangreich für die Reihe sein würde: «Das Exposé ist fertig. ... Es sollte ein Buch werden über die modernen Intellektuellen, etwa über die Autoren der

H. Moritz, am 27. 1. 19

Lieber Herr Hesse,

Vielen herzlichen Dank für Ihren Brief, Anetta Kold dankt ebenfalls sehr für Ihren Gruß.

Ihre Aufträge habe ich rascher für die «Europäische Bibliothek» empfohlen. Soll es winterlich nicht erscheinen? Offen gestanden haben die Gründe, die Sie nennen, mich nicht überredet.

Nachher gab ich Ihnen gerne etwas für die oben genannten Bücher. Ich werde Ihnen aber auch Vorschläge, was besser könnte, und Sie wählen aus.

Gleichzeitig schicke ich Ihnen meine «Jahres Reise»

als ein Zeichen von Dankbarkeit und kameradschaftlicher Freundschaft

Ihre
R. Schickele

Ich bin nächste Woche in Bern zurück und melde mich dann bei Ihnen!

Brief René Schickeles an Hermann Hesse, St. Moritz, 27. Januar 1919. Schickele erwähnt darin ein für die «Europäische Bibliothek» geplantes Bändchen mit Aufsätzen aus Hesses Feder. Schweizerisches Literaturarchiv Bern.

«Weißen Blätter», und es ist ein Aufriß der deutschen Entwicklung und eher ein Entwurf gegen das «Manifest der 93 Intellektuellen» geworden. ... In der «Europäischen Bibliothek» wird Sch. es nicht bringen können³¹», hielt Hugo Ball in seinem Tagebuch fest. Erst 1919 brachte «Der Freie Verlag» in Bern, für den Ball mittlerweile tätig war und der in scharfer Opposition zum Kreis um Schickele stand, das Buch unter dem Titel «Zur Kritik der deutschen Intelligenz» schließlich doch noch heraus. Ein Hesse-Bändchen kam vermutlich wegen der Einwände des Autors nicht zustande. Schickele hatte sich deswegen am 27. Januar 1919 von St. Moritz aus an Hesse gewandt: «Ihre Aufsätze habe ich Rascher für die «Europäische Bibliothek» empfohlen. Soll es wirklich nicht erscheinen? Offen gestanden haben die Gründe, die sie mir nennen, mich nicht überzeugt³².» Es dürfte sich tatsächlich um Ausflüchte gehandelt haben, denn Hesse hat bald darauf in der von Carl Seelig betreuten neuen Reihe «Die zwölf Bücher» unter dem Titel «Kleiner Garten» ein Bändchen Prosastücke veröffentlicht. Die in Leipzig und Wien bei E. P. Tal & Co. erscheinenden «Zwölf Bücher» werden ihm zukunftsträchtiger vorgekommen sein als die so sehr dem Krieg verhaftete «Europäische Bibliothek».

Fritz von Unruh hätte ebenfalls ein Bändchen zu der Reihe beisteuern sollen. Auch daraus wurde nichts. In diesem Fall war der Inhalt des Buches das entscheidende Hindernis. Am 10. Januar 1918 schrieb Schickele in sein Tagebuch: «Besprechung mit Fritz von Unruh wegen des Bändchens in der *Europäischen Bibliothek* das ich als Gegenstück zum Barbusse-Bändchen herausbringen will. Stücke aus (dem umgearbeiteten) *Verdun*. Ich soll, bittet er mich, betonen, daß er der erste gewesen ist, der das «Erlebnis des Krieges» u.s.w., der erste, vor Barbusse, Latzko, Frank und den anderen. In Wirklichkeit strotzt die ursprüngliche Fassung von *Verdun* von kitschigster Verhimmelung des Kronprinzen und anderer preußi-

scher Ideale. Das alles soll erst jetzt heraus. Er scheint den welttrennenden Unterschied zwischen seiner (unterdessen gealterten) Neuen Welt und der eines Barbusse gar nicht zu erkennen, oder aber der literarische Ehrgeiz geht ihm allerwege voran. Die Unterhaltung ist in dieser Beziehung deprimierend. Er spricht von sich wie sein eigener Reklamechef³³.» Letzteres war unter den literarisch tätigen Emigranten nicht unüblich, zumal ihre Publikationsmöglichkeiten äußerst beschränkt waren. Hieraus erklärt sich auch die Hartnäckigkeit, mit der Albert Ehrenstein am 11. Januar 1918 Schickele die Veröffentlichung seines jüngsten Werkes in der «Europäischen Bibliothek» schmackhaft zu machen versuchte. Er hatte aber genauso wenig Glück wie Unruh am Tag zuvor: «Albert Ehrenstein, der mich schon am Morgen einigemal antelefoniert hat, trifft mich nachmittags im «Café Metropol». Typische Gesprächsführung. Zuerst spricht er von der Unmöglichkeit, den «Hans» in Zürich zur Aufführung zu bringen. (Er hatte es vor Monaten übernommen, eine Aufführung im Stadtteater «durchzusetzen», woran ich nie geglaubt hatte.) Dann, des längeren, von den Weißen Blättern und andern Angelegenheiten, die mich angehn. Er nimmt sich Zeit, bis er darauf kommt, weshalb er eine Unterredung herbeigeführt hat: sein kleines Manuskript «den ermordeten Brüdern», das Rascher mir geschickt hat. Ehrenstein möchte es in der «Europäischen Bibliothek» erscheinen lassen. Es ist eine Sammlung von Schnitzeln und sehr ungleichen Glossen, neben einigen Gedichten, die in dem bei Fischer erschienenen Gedichtband nicht zugelassen worden sind. Ein gutes Literatenbüchlein, das mir nicht in die «E.B.» zu passen scheint. Ich sage es ihm, und es beginnt ein Kampf, den er, bald offen, bald heimtückisch, mit einer unglaublichen Zähigkeit führt. Er bringt mich, bohrend, kämpfend, bis vors Hotel. Wenn ich es nicht bringen könne, werde er das MS Pfemfert geben; in dessen Sammlung passe es vorzüglich, erwidere ich, und er stellt mir

sofort die Vorzüge der Publikation in der «E.B.» vor. Da er nicht gut weiter, als bis zur Hoteltür mitgehn kann, bleibt es dabei³⁴.» Obschon René Schickele «Den ermordeten Brüdern» nicht in die «Europäische Bibliothek» aufnehmen wollte, sorgte er dennoch dafür, daß Albert Ehrensteins unter diesem Titel gesammelten Gedichte und Prosa der Schweizer Jahre im Max Rascher Verlag veröffentlicht wurden. «Den ermordeten Brüdern» erschien in einer Broschürenreihe, die die «Europäischen Bücher» ergänzen sollte. In dieser Reihe kamen lediglich vier weitere Broschüren heraus: «Frauen im Krieg» von Andreas Latzko, «Das Herz Europas» von Stefan Zweig, «Die Last» von Annette Kolb und ein Essay von Romain Rolland, dessen Titel ganz ähnlich lautet wie der von Ehrensteins Beitrag zu der Sammlung, nämlich «Den hingeschlachteten Völkern». Zwei dieser Broschüren finden wegen der Titelholzschnitte von Frans Masereel heute noch die Aufmerksamkeit von Graphiksammlern. Den Einband von «Den ermordeten Brüdern» gestaltete Gregor Rabinovitch.

Auf dem Schmutztitel verso des elften Bändchens der «Europäischen Bibliothek» sind sämtliche erschienenen und geplanten Nummern der Reihe aufgeführt. Gemäß dieser Liste hätten in der dritten Serie auf Friedrich Karinthy «Die Reise nach Faro – Die Legende von der tausendgesichtigen Seele» Gustav Landauers «Friedrich Hölderlin in seinen Gedichten», Benjamin Constants «Die Lust zu erobern», Fürst v. Lignes «Altes und neues Europa. Ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von Max Hochdorf» sowie Herders «Briefe zur Beförderung der Humanität. Ausgewählt und eingeleitet von René Schickele» folgen sollen. «Der wunderbare *Hölderlin* von Gustav Landauer³⁵» war für Schickele eine Herzensangelegenheit. Die «Europäische Bibliothek» bot ihm die Möglichkeit, den von ihm hochgeschätzten Aufsatz Landauers auch in Buchform zu publizieren, nachdem er ihn schon 1916 in seinen «Weißen Blättern»

veröffentlicht hatte³⁶. Im Oktober 1918 schloß Max Rascher deshalb mit Gustav Landauer einen Verlagsvertrag, in dem vereinbart wurde, daß in der «Europäischen Bibliothek» ein Bändchen von Landauer «Über Hölderlin» erscheinen solle³⁷. Des un-



Max Oppenheimer (Mopp): Porträt von René Schickele von 1912 in der Zeitschrift «Die Aktion».

geachtet schritt man nie zur Produktion. Am 12. Oktober 1920 trat Max Rascher die Verlagsrechte an Gustav Kiepenheuer ab, der den Aufsatz 1922 broschiert neu herausgab. So verlief wenigstens dieses Projekt nicht ganz im Sand, während die übrigen angekündigten Titel der dritten Serie nie veröffentlicht wurden. Hierfür dürften vor allem finanzielle, aber auch inhaltliche Gründe ausschlaggebend gewesen sein, die Walter Paul de Haas, der technische Leiter des Verlags und de facto die rechte Hand Max Raschers³⁸, geltend machte. De Haas

hatte sich, bevor er seine Stelle beim Max Rascher Verlag antrat, mit mäßigem Erfolg als Schriftsteller versucht und war vielleicht eifersüchtig auf Schickele und dessen Einfluß auf das literarische Programm des Verlags. Er stand der «Europäischen Bibliothek» eher ablehnend gegenüber und scheint erfolgreich das Erscheinen von mindestens zwei der geplanten Bändchen verhindert zu haben. Am 23. August 1919 schrieb er an seinen Arbeitgeber: «*Europäische Bibliothek*: Aus Berlin trifft soeben das beiliegende Manuskript ›Bernstein, Lebensbild Lasalle‹ ein. Soll dieses Manuskript den 5. Band der 3. Serie bilden, obwohl wir die Herder-Auswahl Schickeles schon angekündigt haben? Ich bin über den Vorgang nicht unterrichtet und habe das Manuskript auch nur flüchtig durchblättern können, finde es aber für die Europäische Bibliothek nicht geeignet³⁹.» Zwei Tage später hakte er nochmals nach: «*Brief Cassirer*. Eben kommt zu dem Ihnen gesandten Lasalle-Manuskript, das Sie offenbar an Cassirer gesandt hatten, der beifolgende Brief. Ich kann mich den darin enthaltenen Aus-

führungen umso weniger anschließen, als Cassirer selbst betont, daß eine ganze Anzahl Werke von und über Lasalle in Vorbereitung seien. Dagegen werden die Bändchen der Europäischen Bibliothek, die doch in der 3. Serie noch sehr teuer sind, einen schweren Stand haben. Im übrigen ist mein Urteil in der Sache natürlich nicht maßgeblich, da ich, wie ich Ihnen schon schrieb, das Manuskript nur flüchtig angeschaut habe. Indessen ist in Cassirers Brief der Satz, das Bändchen werde mindestens den gleichen Erfolg haben, wie die übrigen in der Serie vereinigten Schriften, interessant, wenn das ausschlaggebend sein soll, wollen wir es lieber gar nicht drucken lassen⁴⁰.» De Haas fühlte sich eindeutig übergangen. Dennoch waren seine ökonomischen Bedenken ernst zu nehmen. Die galoppierende Inflation hatte die Kaufkraft der Reichsmark dermaßen zerfallen lassen, daß die ursprünglich billigen Bändchen der «Europäischen Bibliothek» für viele deutsche Kunden kaum noch erschwinglich waren, was zu nicht unerheblichen Absatzschwierigkeiten für die Reihe führte. Aus einem weiteren Brief von de Haas an Max Rascher geht hervor, daß die Inflation nicht nur dem Verlag zu schaffen machte: «Schickele sendet eben das Herder-Manuskript, das ich beifüge, da Sie vielleicht Muße finden, ein wenig darin zu blättern. Es scheint recht gut zu sein. Weniger gut ist indessen, daß Schickele schreibt, er bäte in Anbetracht des Tiefstandes der deutschen Valuta ihm das Honorar für die dritte Serie von frs. 2000.– sofort an die Berner Kantonalbank anzuweisen. Ich habe angenommen, das Honorar für 3. Serie sei erst bei Erscheinen fällig, kann den Vertrag aber nicht nachschlagen, da er nicht da ist. Auf alle Fälle habe ich Schickele zunächst geschrieben, daß Sie bis Ende September in Ferien seien und daß sein Brief infolgedessen erst nach Ihrer Rückkunft erledigt werden könne⁴¹.» Schickele lebte damals in Uttwil am Bodensee, wo sich auch Henry van de Velde und Varl Sternheim niedergelassen hatten. Seinen Traum, daß



Holzschnitt von Frans Masereel vom Februar 1918 für die Zeitschrift «*Les Tablettes*».

der kleine Ort am Bodensee zu einem Sammelpunkt europäisch gesinnter Künstler und Literaten werden würde, machte die wirtschaftliche Entwicklung in Deutschland zunichte. Im Herbst 1919 wurde Schickele klar, daß er sich auf die Dauer in der Schweiz nicht würde halten können. Die Bitte um eine vorzeitige Auszahlung des Honorars für die dritte Serie der «Europäischen Bibliothek» war ein letzter verzweifelter Versuch, seiner Geldschwierigkeiten doch noch Herr zu werden. Wenig später mußte er nach Deutschland zurückkehren. In Konstanz überschritt er die Grenze: «Wehmütig wie in einem Märchen, das schlimm ausgeht, schlich ich bis an die Sperre auf der Kreuzlinger Landstraße und schaute noch einmal hinüber⁴².»

Am 22. März 1920 wurde der drei Jahre zuvor zwischen René Schickele und dem Max Rascher Verlag geschlossene Vertrag über die Herausgabe der «Europäischen Bibliothek» durch gütliche Vereinbarung aufgelöst. Folgender Zusatz wurde von Schickele gestrichen: «In Ergänzung der betreffenden Vereinbarung wird hierdurch bestimmt, daß der Verlag Max Rascher AG. ermächtigt ist, die «Europäische Bibliothek» ohne Mitwirkung des Herrn Schickele weiter erscheinen zu lassen, wenn die Restbestände inklusive Verlagsrechte nicht bis zum 1. Oktober 1920 von der Max Rascher A.-G. an einen andern Verlag verkauft werden können⁴³.» Max Rascher scheint die «Europäische Bibliothek» sehr wichtig gewesen zu sein. Sonst hätte er nicht deren Fortbestand auf jeden Fall sicherstellen wollen. An welchen andern Verlag er die Rechte eventuell abgetreten hätte, konnte nicht eruiert werden. Für Schickele dagegen war das Kapitel «Europäische Bibliothek» endgültig abgeschlossen. Als Max Rascher 1922 einen Wiederbelebungsversuch in Erwägung zog und deshalb an Schickele schrieb, antwortete ihm dieser: «Lieber Rascher, machen Sie es, bitte, wie Sie wollen. Daß ich eine Sammlung, mit der ich nichts zu tun habe, nicht zeichne, versteht

sich von selbst; aber auch auf das «Begründet von René Schickele» lege ich keinen Wert. Ich bin von vornherein mit dem einverstanden, was Sie wählen⁴⁴.» Mit seiner Wahl ließ sich Rascher offenbar Zeit, denn erst 1925 kam erneut ein Bändchen der «Europäischen Bibliothek» heraus. Es enthielt zwei Aufsätze Benedetto Croces, «Der Begriff des Barock» und «Die Gegenreformation». Ersteren hatte Croce im Lesezirkel Hottingen als Vortrag gehalten⁴⁵. Das Bändchen hatte denselben Umschlag wie die vorangehenden, jedoch einen Leinenrücken. Es hob sich also nicht nur inhaltlich, sondern auch äußerlich von der übrigen «Europäischen Bibliothek» ab. Broschiert und mit einem ganz anderen Einband erschienen weitere sieben Bändchen der Reihe, die Rascher als Fortsetzung der früheren verstanden haben wollte. Sie wurden aber erst in den vierziger Jahren veröffentlicht. Den Anfang machten Azoríns «Spanische Visionen». Dann folgten fünf Bändchen aus der Feder von Christian Morgenstern. Mit Lauretta Rensi-Perucchis «Trostdüchlein» schließlich ging kurz nach dem Zweiten Weltkrieg ein Projekt zu Ende, das mitten im ersten begonnen hatte.

Es ist bezeichnend, daß Rascher gerade während des Krieges nochmals versuchte, die von Schickele niedergelegte Arbeit neu aufzunehmen. Die Hoffnungen, die er sich dabei vielleicht machte, wurden aber genauso enttäuscht wie die Schickeles. Bücher, das mußten beide erfahren, vermochten nichts gegen den Krieg. «Dennoch!», schrieb Schickele, «Helfen und nicht verzweifeln! Glauben und geduldig sein, bis der Krieg vorbei ist! Der Krieg ist die Selbstverbrennung einer Epoche. Einmal wird von ihm nur Asche übrig sein⁴⁶.» Schickele selbst hat nicht mehr erlebt, wie aus dieser Asche endlich doch das Bewußtsein sich erhob, das er mit seiner «Europäischen Bibliothek» hatte wecken wollen. Gegen den Krieg waren die Bändchen der Reihe machtlos gewesen, aber dennoch haben auch sie den Weg zum Frieden in Europa gewiesen.

Europäische Bibliothek
Herausgegeben von René Schickele

Erste Serie (1918)

1. Henri Barbusse, Das Frühlicht.
2. H. G. Wells, Mr. Britling schreibt bis zum Morgenrauen.
3. Menschliche Gedichte im Krieg.
4. Leonid Andrejew, Hinter der Front.
5. Henry van de Velde, Die drei Sünden wider die Schönheit.

Zweite Serie (1919)

6. Svend Borberg, Das Lächeln von Reims.
7. Walt Whitman, Der Wundarzt.
8. René Schickele, Der deutsche Träumer.
9. Bernard Shaw, Der gesunde Menschenverstand im Krieg I.
10. Bernard Shaw, Der gesunde Menschenverstand im Krieg II.

Dritte Serie (1919)

11. Friedrich Karinyth, Die Reise nach Faremido. – Die Legende von der tausendgesichtigen Seele.

(1925)

12. Benedetto Croce, Der Begriff des Barock. – Die Gegenreformation.

(1942)

13. Azorín, Spanische Visionen. – Literarische Paraphrasen.

(1945)

14. Christian Morgenstern, Palmström.
15. Christian Morgenstern, Galgenlieder.
16. Christian Morgenstern, Einkehr.
17. Christian Morgenstern, Wir fanden einen Pfad.
18. Christian Morgenstern, Melancholie.

(1946)

19. Christian Morgenstern, Und aber ründet sich ein Kranz.

(1947)

20. Lauretta Rensi-Perucchi, Trostbüchlein.

ANMERKUNGEN

¹ Zu Max Rascher und seinem Verlag vgl. Gustav Huonker: Literaturszene Zürich. Menschen, Geschichten und Bilder 1914–1945. Zürich 1985, S. 37f.

² Vgl. Max Rascher: Fünfundzwanzig Jahre Verlagstätigkeit der Rascher & Cie A.-G. 1908–1933. Ein Katalog mit einer kurzen Verlagschronik. Zürich 1933, S. 7.

³ Tilla Durieux schreibt in ihren Memoiren,

die Idee, für die pazifistischen Titel einen Zweitverlag zu gründen, sei auf ihren Mann Paul Cassirer zurückgegangen. Dagegen spricht jedoch, daß Rascher schon im Dezember 1916 Schickele gegenüber diesbezügliche Absichten geäußert hatte, während sich Rascher und Cassirer erst später kennenlernten. Vgl. Tilla Durieux: Meine ersten neunzig Jahre. München 1979, S. 263f.

⁴ So wörtlich im Gründungsvertrag der Firma Max Rascher Verlag AG vom 16. November 1917, Ms Rascher 229, Zentralbibliothek Zürich, Handschriftenabteilung.

⁵ Die «Europäischen Bücher» und die «Europäische Bibliothek» werden oft verwechselt. Während letztere von Schickele herausgegeben wurde, ist nicht ganz klar, wer für die «Europäischen Bücher» zuständig war. Schickele war, wie aus Tage- und Notizbucheinträgen hervorgeht, an der Auswahl der Titel beteiligt. Ob er aber, wie immer wieder behauptet wird, als Herausgeber die Reihe besorgte, läßt sich nicht mit Bestimmtheit feststellen.

⁶ Zu Latzko vgl. Helga Noe: Die literarische Kritik am Ersten Weltkrieg in der Zeitschrift «Die Weißen Blätter»: René Schickele, Annette Kolb, Max Brod, Andreas Latzko, Leonhard Frank. Diss. Zürich 1986, S. 172f.

⁷ René Schickele: Wir wollen nicht sterben!, in ders.: Werke in drei Bänden. Dritter Band. Köln/Berlin 1959, S. 465.

⁸ Ebd.

⁹ Vgl. René Schickele: Agenda 1918. Eintrag vom Mittwoch, 10. Juli. Deutsches Literaturarchiv Marbach A: Schickele 69.1496/1: «Abends van de Velde, Festlegung des Einbands für die «Europ. Bibliothek.»»

¹⁰ Der Eintrag vom 14. April 1917 in Balls Tagebuch macht deutlich, daß ihm diese Arbeit emotional nicht leichtgefallen ist: «Von Schickele das letzte Kapitel Barbusse «L'Aube», zur Übersetzung für die «Weißen Blätter». Es ist, wie wenn mir das Buch nur zugeschoben würde, um mich beständig an die Geschehnisse dort draußen zu erinnern.» Zitiert nach: Hugo Ball: Die Flucht aus der Zeit. Hrsg. von Bernhard Echte. Zürich 1992, S. 155.

¹¹ Die weißen Blätter, Zweites Heft, 5. Jahrgang, August 1918, S. 112.

¹² Die weißen Blätter, Erstes Heft, 5. Jahrgang, Juli 1918, S. 62/63.

¹³ Vgl. Gustav Huonker: Literaturszene Zürich (wie Anm. 1), S. 42.

¹⁴ René Schickele: Agenda 1918. Eintrag vom Montag, 17. Juni (wie Anm. 9).

¹⁵ Vgl. zum Folgenden Tilla Durieux: Meine ersten neunzig Jahre (wie Anm. 3), S. 259f. Im Typoskript der später veröffentlichten Verlagschronik Rascher (Max Rascher: Fünfundzwanzig Jahre Verlagstätigkeit der Rascher & Cie A.-G. 1908–1933. Ein Katalog mit einer kurzen Verlagschronik. Zürich 1933) findet sich auf S. 4 zum

Jahr 1917 folgender Eintrag: «An diesem Verlag sollten außer Paul Cassirer je ein bedeutender Verleger aus England, Frankreich und Italien beteiligt sein. Das ließ sich aber nicht verwirklichen.» (Ms Rascher 229, Verlagschronik Rascher, Zentralbibliothek Zürich, Handschriftenabteilung.) Der wegen Cassirers Beteiligung von Zeitgenossen geäußerte Verdacht, der Max Rascher Verlag diene letztlich den Interessen Deutschlands, war also nicht gerechtfertigt. Max Rascher war der Meinung, andere Verleger außer Cassirer hätten deshalb ihre Zusammenarbeit mit ihm verweigert, weil «der Krieg auch in diesen Kreisen zu viel Haß gesät hatte». (Ms Rascher 229, undatiertes Typoskript zur Geschichte des Hauses Rascher, Zentralbibliothek Zürich, Handschriftenabteilung.)

¹⁶ Cassirer war 1914 als Freiwilliger an der Westfront eingesetzt worden und hatte als einer der ersten das Eiserne Kreuz erhalten. Infolge geistiger Zerrüttung wurde er jedoch später für dienstuntauglich erklärt, so daß er nach Berlin zurückkehren konnte. Vermutlich wegen seiner nunmehr pazifistischen Gesinnung wurde er aber immer wieder als «ungedient» einberufen und dann aus gesundheitlichen Gründen erneut entlassen, weshalb er schließlich in die Schweiz ging. Vgl. hierzu Georg Brühl: Die Cassirers. Leipzig 1991, S. 77f.

¹⁷ Harry Graf Kessler: Tagebuch 26.8.1916–7.7.1918. Deutsches Literaturarchiv Marbach A: Kessler. Zitiert nach der unveröffentlichten Transkription des Projektes zur Editions Vorbereitung der Tagebücher Harry Graf Kesslers, in die mir freundlicherweise Einsicht gewährt wurde.

¹⁸ Vgl. ebd., Eintrag vom 27. Oktober 1917.

¹⁹ Henry van de Velde: Geschichte meines Lebens. Herausgegeben und übertragen von Hans Curjel. München 1962, S. 399/400.

²⁰ Das Original dieses hier mit Auslassungen wiedergegebenen Briefes ist nicht erhalten. Hardekopf zitiert jedoch Schickeles Schreiben in einem seiner Briefe an Olly Jacques (Ferdinand Hardekopf an Olly Jacques, Lugano, 13. Juni [1918]. Deutsches Literaturarchiv Marbach A: Hardekopf 71.1472/9).

²¹ Vgl. René Schickele: Tagebücher. Eintrag vom 12. Februar 1918: «Ich arbeite das Stück aus Andrejeffs *Im Joch des Krieges* für die *Europäische Bibliothek* zu Ende. Ich nenne es *Hinter der Front*.» In ders.: Werke in drei Bänden. Dritter Band. Köln/Berlin 1959, S. 1023.

²² H. G. Wells: Mr. Britling schreibt bis zum Morgengrauen. Zürich 1918, S. 5–7.

²³ René Schickele: Agenda 1918. Eintrag vom Donnerstag, 13. Juni (wie Anm. 9).

²⁴ René Schickele: Agenda 1918. Eintrag vom Freitag, 21. Juni (wie Anm. 9).

²⁵ Carl Helbling: Europäische Bibliothek, in: Wissen und Leben, XXII Band, 1. Oktober 1919 bis 15. September 1920, S. 238.

²⁶ Walt Whitman: Der Wundarzt. Zürich 1919, S. 65.

²⁷ René Schickele: Der Deutsche Träumer. Zürich 1919, S. 39.

²⁸ Carl Helbling: Europäische Bibliothek (wie Anm. 25), S. 239.

²⁹ René Schickele: Agenda 1918. Eintrag vom Samstag, 10. August (wie Anm. 9).

³⁰ Zitiert nach: Max Rascher: Fünfundzwanzig Jahre Verlagstätigkeit der Rascher & Cie A.G. 1908–1933 (wie Anm. 2), S. 51.

³¹ Hugo Ball: Die Flucht aus der Zeit. Hrsg. von Bernhard Echte. Zürich 1992, S. 205.

³² René Schickele an Hermann Hesse, St. Moritz, am 27. Januar 1919, Schweizerisches Literaturarchiv, Hermann Hesse-Archiv, Ms L 83.

³³ René Schickele: Tagebücher (wie Anm. 21). Eintrag vom 10. Januar 1918, S. 1016.

³⁴ René Schickele: Großes Tagebuch 1918. Eintrag vom 11. Januar 1918. Deutsches Literaturarchiv Marbach D: Schickele, Versch. Autob.

³⁵ René Schickele: Wir wollen nicht sterben! (wie Anm. 7), S. 465.

³⁶ Gustav Landauer: Friedrich Hölderlin in seinen Gedichten, in: Die weißen Blätter, Sechstes Heft, 3. Jahrgang, Juni 1916, S. 183–213.

³⁷ Vgl. Ms Rascher 264.1, Verträge, Zentralbibliothek Zürich, Handschriftenabteilung.

³⁸ Vgl. Ms Rascher 229, Anstellungsverträge des Max Rascher Verlages mit Walter Paul de Haas vom 1. Oktober 1918 resp. 25. Juni 1919, Zentralbibliothek Zürich, Handschriftenabteilung.

³⁹ Walter Paul de Haas an Max Rascher, Zürich, den 23. August 1919, Ms Rascher 229, Briefe von Walter Paul de Haas an Max Rascher, Zentralbibliothek Zürich, Handschriftenabteilung.

⁴⁰ Walter Paul de Haas an Max Rascher, Zürich, den 25. August 1919 (wie Anm. 39).

⁴¹ Walter Paul de Haas an Max Rascher, Zürich, den 8. September 1919 (wie Anm. 39).

⁴² René Schickele: Ach! Euer Schweizerland, in ders.: Werke in drei Bänden. Dritter Band. Köln/Berlin 1959, S. 668.

⁴³ Ms Rascher 268.2, Verträge, Zentralbibliothek Zürich, Handschriftenabteilung.

⁴⁴ René Schickele an Max Rascher, Badenweiler am 25.5.22, Ms Rascher 268.2, Verträge, Zentralbibliothek Zürich, Handschriftenabteilung.

⁴⁵ Croce steht auf der von van de Velde und Kessler zusammengestellten Liste möglicher Redner für die von Rascher und Cassirer parallel zur «Europäischen Bibliothek» geplanten Vortragsreihe an prominenter Stelle (vgl. Anm. 17). Es ist also kein bloßer Zufall, daß Rascher die Reihe mit einem Vortrag dieses Autors fortsetzte.

⁴⁶ René Schickele: Wir wollen nicht sterben! (wie Anm. 7), S. 488.